

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Erscheint wöchentlich am Samstag.
Zugpreis vierteljährlich 1 Mark.
Eingetragen in die Reichspost-Zeitungsliste.

Für den Inhalt verantwortlich: Joh. Schram.
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Rote Straße 16 b II.
Fernsprecher: Nr. 8300.

Anzeigengebühr für die sechsgespaltene Kolonelle: Arbeitsvermittlung 1 Mark, andere Anzeigen 2 Mark.
Geschäftsanzeigen finden keine Aufnahme.

Kriegswirtschaft

Die Bundesratsverordnung über die Errichtung von Zwangs-Industriellen im Kohlenbergbau macht Schule; aus Kreisen der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie wird in Zuschriften an Handelsblätter die Bildung von Zwangsindustriellen auch für die Eisenindustrie als wünschenswert bezeichnet. Offenbar stammt dieser Ruf nach Zwangsorganisationen aus der Reihe der „reinen“ Eisenwerke, von denen eine straffe Kartellierung zur Stabeisen, Bleche, Drähte usw. in Gemeinschaft mit den großen „gemischten“ Werken angestrebt wird, um dem Wettbewerb der Werke entzogen zu sein, die zugleich ihre Lieferanten sind. Große Unternehmen sollen denn auch, wie neuerdings verlautet, den Fortgang der Arbeiten des Stahlbundes, dessen Errichtung durch Ausbau des Stahlwerksverbandes angeregt worden ist, verhindern, und zwar aus der Absicht, sich keine Beschränkung ihrer Erzeugungsfähigkeit auferlegen zu lassen. Die Gründe, aus denen die großen „gemischten“ Werke sich vor dem Kriege gegen eine Bindung des Umfangs ihrer Stabeisenerzeugung sträubten, bestehen für sie gewiß noch heute, deshalb zeigen sie sich auch zu ernsthaften Zugeständnissen an die „reinen“ Werke wenig geneigt, was sie nicht abhält, die Einigungsverhandlungen fortzuführen. Danach scheint es, daß der Kampf zwischen den Montanriesen und den kleineren „reinen“ Eisenwerken, die ihre Rohstoffe für die Weiterverarbeitung unmittelbar oder mittelbar von den Montanriesen beziehen müssen, künftig gerade nicht mildere Formen annehmen wird.

Wichtig ist übrigens die Annahme, als ob die Bundesratsverordnung über Zwangsindustriellen im Kohlenbergbau dem Schutz von reinen Zechen gegen die Güttengeden dienen soll; ebenso wenig hat die Verordnung auch die Aufgabe, einem staatlichen Kohlenmonopol die Wege zu ebnen. Ausdrücklich sieht die Verordnung vor, daß die Landeszentralbehörden auf die Errichtung von Zwangsindustriellen verzichten können, falls innerhalb einer bestimmten Frist die Bergwerksbesitzer, deren Förderung nach amtlichen Fördermaßen mehr als 97 Prozent der Gesamtförderung des in Betracht kommenden Bezirks ausmacht, eine Vereinigung zur Regelung der Förderung und des Abfahrs von Kohlen durch Vertrag bilden, den die Landeszentralbehörde zum Schutze der öffentlichen Zwecke als ausreichend erachtet. Was läuft darauf hinaus, einen Zusammenbruch oder auch nur eine zeitweilige Sprengung des Kohlenyndikats unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu verhindern, um die große Organisation, über die das Kohlenyndikat verfügt, nicht in kritischen Zeiten entbehren zu müssen. Vielleicht wäre es auch ohne die Verordnung über die Zwangsindustriellen noch rechtzeitig zur Erneuerung des Syndikatsvertrages gekommen, aber die Regierung empfand es wohl als notwendig, einen Schutz gegen die Zerkünderung der Syndikatsleitung zu schaffen. Ende des Jahres 1915 läuft der Vertrag des Kohlenyndikats ab, doch schon vom 1. Oktober an können die Zechen für den Fall der Nichterneuerung ihre Kohlen freihändig verkaufen. Nun glauben die Syndikatskreise die Gelegenheit für gekommen, den preussischen Bergwerksrat zum Eintritt in das Syndikat bewegen zu können, ohne ihm irgend welche Zugeständnisse machen zu müssen, ebenso dachten sie anscheinend durch die Drohung der Syndikatsauflösung während des Krieges mit Hilfe der Regierung die Außenleiter zu den ihnen gestellten Bedingungen in das Syndikat hineinzubringen. Diese Absichten werden durch die Bundesratsverordnung durchkreuzt, käme eine friedliche Verständigung innerhalb der rheinisch-westfälischen Kohlenindustrie nicht zustande, dann würde das Syndikat, das bisher im Kriege sich von rückwärtsloser Preispolitik durchaus freigehalten hat, als Zwangsorganisation unter staatlicher Führung sein Dasein fortführen.

Während das Kohlenyndikat seit Ausbruch des Krieges eine Preisveränderung eintreten ließ — es erhöhte den Kohlenpreis vom April an um 2 M für die Tonne und ließ eine Kohlspreizermäßigung um 1,50 M für die Tonne eintreten; Preiserhöhungen sollen in nächster Zeit allerdings bevorstehen — hat der Stahlwerksverband in derselben Zeit drei Preiserhöhungen vorgenommen. Zuletzt wurden im Juni die Preise für Halbzeug um 5 M, für Formeisen um 10 M für die Tonne in die Höhe geholt. Für das letzte Vierteljahr 1914 betrug die Preissteigerung für Halbzeug 7,50 M, für das zweite Vierteljahr 1915 stieg sie auf 10 M für die Tonne, für das dritte Vierteljahr 1915 stieg sie auf 15 M für die Tonne, für das vierte Vierteljahr 1915 stieg sie auf 20 M für die Tonne. Der Roheisenverband erhöhte mit Hinweis auf die Steigerung der Selbstkosten gleichzeitig die Preise für Gamaalit, Bessmerisen und kupferarmes Stahlblech um 15 M für die Tonne, für Stahlblech, Spiegelblech, Siegener Zufaßeisen, deutsches Gießereirohisen I und III um 7,50 M für die Tonne. Natürlich zogen diese Preissteigerungen auch Steigerungen der Preise für weiterverarbeitete Eisenerzeugnisse nach sich, gegen deren lebhafteste Fortsetzung eindringliche Mahnungen geäußert werden. „Es scheint wirklich,“ so konnte man in den Blättern lesen, die den Großunternehmungen der Eisenindustrie sehr wohlwollend gesinnt sind, „daß die Stabeisenpreise eine abermalige Erhöhung erfahren sollen. Vor einem solchen Schritte aber kann im allgemeinen Interesse wie im Interesse der Werke nur dringend gewarnt werden. Die Selbstkosten sind zwar nicht gering, und sie ziehen noch an, aber man wolle doch auch nicht vergessen, wie die Stabeisenpreise bereits angezogen haben. Von etwa 92 bis 95 M sind sie auf 140 M gestiegen; ja, man kann sogar noch höheren Preisen hören. Das wäre also eine Preissteigerung bereits um 50 Prozent und mehr. Geht aber eine so mächtige Gruppe, wie es die Eisenleute sind, schon wieder zu Preiserrhöhungen über, dann gibt sie der großen Menge kleinerer Industriezweige ein schlechtes Beispiel; und schließlich rühren die Preisfragen auch an das höchste Interesse: die Freude an den Waffentaten unseres Heeres leidet, wenn hinter der Front jeder an Preisen nimmt, was er bekommen kann. Nicht kurzfristige Ausnutzung einer Augenblickskonjunktur kann aber das Interesse der Eisenindustrie sein. Die Industrie muß sich ein höheres Ziel setzen. Sie muß an die Zeiten nach dem Kriege denken. Je höher sie jetzt die Preise treibt, um so tiefer wird dann der Sturz sein, namentlich, wenn die Werke wieder zur vollen Ausnutzung ihrer bestehenden An-

lagen kommen oder gar wenn sie an die Errichtung neuer Anlagen gehen.“ Im allgemeinen läßt sich feststellen, daß die hochorganisierten Großindustrien sich von Preistreibern mehr als Industriezweige, die dem Einfluß umfassender Kartellorganisationen nicht oder noch nicht lange unterliegen, ferngehalten haben.

Wesentlich stärker als in Deutschland war die Aufwärtsbewegung der Eisenpreise in England, wie eine Untersuchung über die Preisentwicklung auf dem englischen Eisenmarkt unter der Einwirkung des Krieges in der Zeitschrift Stahl und Eisen ergibt. Danach konnte in Deutschland der Preis für Gießereirohisen III nach einer für das letzte Vierteljahr 1914 vorgenommenen Erhöhung um 7,19 Prozent bis zum achten Kriegsmonat unverändert gehalten werden, und erst im neunten Monat trat eine weitere Erhöhung ein. Dagegen begann in England schon vor Schluß des fünften Kriegsmonats eine Preissteigerung, die den Preis für Gießereirohisen sprunghaft in die Höhe trieb und ihn bis zum April 1915 auf einen Stand führte, der den vor Ausbruch des Krieges verzeichneten um fast 31 Prozent übertraf, gegen eine Zunahme des entsprechenden deutschen Preises von nur 17,27 Prozent. Noch größere Unterschiede zeigt in ihrem Endergebnis die Preisentwicklung von Gamaalitrohisen in den beiden Ländern. Einer Erhöhung des deutschen Preises von 28,21 Prozent steht hier eine Zunahme des englischen um mehr als 55 Prozent gegenüber. Diesem Aufwärtsschnellen der Roheisenpreise entsprach die Preisgestaltung der Fertigzeugnisse. Besonders starke Steigerungen ihrer Preise hatten von diesen die für den Schiffsbau benutzten Eisenwaren, wie Schiffbleche und Winkelisen sowie Kesselbleche. In Middlebrough waren sie am 17. April 1915 um 58,33 Prozent teurer als im Juli 1914, und die Glasgower Schiffbleche sind mit einem Mehr von 59,57 Prozent noch etwas stärker im Preise gestiegen; Winkelisen kostete in Glasgow sogar 65,22 Prozent mehr. Die Preise für Kesselbleche stiegen um 49,06 Prozent, für Weichbleche um 40,75 Prozent höher und auch die übri- gen Eisenforten weisen außerordentlich hohe Preissteigerungen auf. — Dabei ist für Deutschland zu berücksichtigen, daß in den hauptsächlichsten Montangebieten etwa 40 Prozent der früher beschäftigten Arbeiter einberufen sind. Um so höher sind die Erzeugungsleistungen zu bewerten, da die Steinkohlenförderung sich auf 70 Prozent der regelrechten Förderung und die Eisenerzeugung sich auf 60 bis 65 Prozent der regelmäßigen Erzeugung hält. Natürlich bewirken schon allein diese Umstände eine wesentliche Wertuerung der Herstellungskosten.

Für die hohen Kriegsergebnisse der Automobilfabriken legt auch der Abschluß der Aktiengesellschaft Benz & Cie. in Mannheim Zeugnis ab. Für das Jahr 1913/14 hatte die Gesellschaft trotz des von ihr erzielten Reingewinns von 5 Millionen Mark aus Vorzicht keine Dividende zur Verteilung gebracht, hauptsächlich mit aus Rücksicht auf die damals vorhandene hohe Bankschuldenlast. Für das Jahr 1914/15 hat sich das Bild sehr verändert, die Schulden sind zum großen Teil abgetragen, die Ertragnisse sehr gestiegen. So wird die Gesellschaft auf das Aktienkapital von 22 Millionen Mark eine Dividende von 12 Prozent verteilen, der Bruttogeschäftsgewinn stieg von 14,94 Millionen auf 19,80 Millionen Mark, unberücksichtigt blieben dabei die Niederlassungen im feindlichen Ausland, für die außerdem zweifellos größere innere Rückstellungen vorgenommen wurden, wie denn auch bei Benz neben den bedeutenden offenen Reserven noch umfangreiche „tulle“ Reserven anderer Art bestehen. Abschreibungen werden mit 2,55 Millionen gegen 2,13 Millionen im Vorjahr ausgewiesen, der Reingewinn stellt sich einschließlich Vortrag auf 8,89 gegen 5,01 Millionen Mark im Vorjahr. Ferner erhält der Reservefonds zur Ergänzung auf 8 Millionen Mark 331.303 M, das Werkzeugkonto zur Abschreibung auf 3 M 730.353 M, auf die alte Fabrik werden 1 Million Mark abgeschrieben. Für Wohlfahrtszwecke sind 303.300 M ausgeworfen, ein Organisations- und Dispositionsfonds wird mit 1 Million Mark ausgestattet, auf neue Rechnung werden 1,25 Millionen Mark vorgetragen. Der bisherige Verlauf des neuen Geschäftsjahres ist nach den Erklärungen der Verwaltung gleichfalls durchaus befriedigend. — Ebenso teilte in der Generalversammlung der Hansa Lloyd-Werke der Vorstand mit, sämtliche Werke seien voll beschäftigt, zum Teil mit Aufträgen bis zum Juli nächsten Jahres. Es sei anzunehmen, daß die Ertragnisse des laufenden Jahres die des letzten noch übersteifen. — Unter Beteiligung der führenden Automobilfabriken wurde kürzlich die Feldkraftwagen-Aktiengesellschaft gegründet. Die Aufgabe der Gesellschaft besteht in der „Vertretung der aus dem Feld zurückkommenden Kraftwagen und ihrer Teile unter Wahrnehmung des Reichsfinanzinteresses und des Interesses der Industrie“. Den Automobilfirmen liegt vor allem daran, bei einem späteren Friedensschluß eine plötzliche Uebersehwemmung des Marktes mit gebrauchten Fahrzeugen zu vermeiden. Die Dividende der Feldkraftwagen-Aktiengesellschaft ist auf 5 Prozent beschränkt, der Uebersehluß wird öffentlichen Zwecken zufließen.

Die Deutsche Arbeitgeber-Zeitung über die Volksbildung

Die Deutsche Arbeitgeber-Zeitung brachte in ihrer Nummer 24 vom 13. Juni die übliche Wochenschau von Felix Rüh: „Was lehrt die Zeit?“ Sie war den Fragen der Volksbildung gewidmet. „Dasjenige Volk, das bis in die untersten Schichten hinein die tiefste und vielfältigste Bildung besitzt, wird zugleich das mächtigste und glücklichste sein unter den Völkern seiner Zeit, beneidet von den Zeitgenossen und ein Vorbild der Nachahmung für sie.“ Mit diesem Satz von Fichte führt sich der philosophische Rundschauer der Deutschen Arbeitgeber-Zeitung da ein, er meint weiter, der Schulmeister habe ja auch die Schlacht bei Königgrätz gewonnen, warum solle er nicht auch in dem gegenwärtigen Kesselfampf wenigstens ein entzückendes Wort mitsprechen. Darüber werde auch niemand im Unklaren sein, daß tatsächlich die höhere Bildung einem Volke mittelbar und unmittelbar ein gewisses Uebergewicht auf dem Schlachtfelde verleihe. Die Kämpfe mit Rußland hätten gerade für

diesen „Punkt“ die interessantesten Belege beigebracht. Ganz anders werde ein Truppenführer operieren können, der über Leute verfüge, die nicht nur sämtlich lesen und schreiben könnten, sondern darüber hinaus eine gewisse geistige Beweglichkeit besäßen. Selbständigkeit des Handelns, Schärfe der Beobachtung, Fähigkeit, das Beobachtete in klaren Redensarten weiterzugeben: man brauche kein Wort darüber zu verlieren, eine wie große Bedeutung diese Dinge in der modernen Kriegsführung besäßen. Und wenn man heute immer wieder darauf hinweisen dürfe, daß die wirtschaftliche Kraft des Landes, die hohe Entwicklung der Technik und Industrie einen so bedeutenden Einfluß auf den Krieg ausübten, so würden „wir“ freudig anerkennen müssen, daß die Intelligenz der Arbeiterschaft auch an diesen Erfolgen ihren guten Anteil habe.

Weiter heißt es, für eine höhere, ja sogar in gewisser Beziehung für eine gleiche Bildungsmöglichkeit sei bekanntlich vor einiger Zeit der Abgeordnete Freiherr v. Zedlitz energisch eingetreten. Er habe sich dabei unter anderem darauf berufen können, daß auch die Industrie, wie sich von selbst versteht, in bestimmten Formen einer solchen Entwicklung vollen Beifall zolle. Diese Klausel der „bestimmten Formen“ ist ein kräftiger Vorbehalt Anha, wie wir noch sehen werden. Der Rundschauer meint, man werde ohne weiteres zugeben, daß zunächst die Gewährung gleicher Bildungsmöglichkeit eine viel bessere Belohnung für das deutsche Volk darstellen würde als etwa die Zubilligung „irgendwelcher neuer, in nichts begründeter und politisch bedenklicher“ Verfassungsrechte. Das wäre ein Geschenk für ein solches Volk, wenn man seinen begabtesten und fleißigsten Söhnen Tür und Tor zu den Hallen der höchsten Bildung öffnete, wenn man alle materiellen Hindernisse auf diesem Wege für diejenigen aus dem Wege räumte, die wirklich das Zeug in sich hätten, ihrem Vaterlande an anderer gehobener Stelle wirksam zu dienen! Mithin Schwereigkeiten träten freilich solchem Unternehmen entgegen. Man habe von der schon jetzt vorhandenen Ueberfüllung der höheren Berufsämter gesprochen; man habe der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß eine gewisse Ueberfüllung der geistigen Arbeit und eine nicht minder gefährliche Unterschätzung der Handarbeit plaghafte Folgen hätte. Aber alle diese Befürchtungen seien grundlos, sobald man nur die Auslese scharf genug vornehme. Es würde also darauf hinauslaufen, daß in der Volksschule die besten Schüler ausgesucht würden und daß diese dann vom Staate Stipendien erhielten, die ihnen den Erwerb höherer wissenschaftlicher oder künstlerischer Bildung ermöglichten. Ruh setzt aber vorläufig hinzu:

„Aber wohlverstanden, die ganze Reorganisation des Bildungswesens, wie sie bei solchem Vorhaben stattfinden müßte, läuft auf eine Differenzierung, nicht etwa auf eine Verallgemeinerung der sogenannten Volksbildung hinaus. Aristokratische Richtlinien (in höchster Potenz), nicht demokratische müssen den Ausschlag geben! Der Himmel bewahre uns davor, daß etwa die bisherige Meinung, man könne auf Volksschulen, Fortbildungsschulen, Gewerbeschulen und wie der Kram immer heißen mag, nicht Wissensstoff genug in die Köpfe von Hinz und Kunz hineinstopfen! Sehr richtig sagt Lagarde: „Im Leben soll das Volk lernen; von Tatsachen der Geschichte und Natur aber nur so viel lernen, wie im Leben von diesen Dingen wirklich in seinen Gesichtskreis tritt! Die deutschen Kaiser und die preussischen Könige und die Elemente der jetzigen Chemie der Reihe nach herschourren, nützt nichts, weil auch ein Papagei es zu lernen imstande wäre.“ Diese Fähigkeiten, auf die man bisher in steigendem Maße Wert gelegt hat, entscheiden auch gar nichts über unsere Stellung unter den Völkern. Lesen, Schreiben und Rechnen muß freilich jeder können, der einem so hoch entwickelten Volke wie dem unsrigen angehört. Daneben aber ist das Schwergewicht auf die nationale, die moralische, die religiöse und — gewiß nicht an letzter Stelle — auf die körperliche Bildung zu legen. Unsere Jugend soll vor allen Dingen lernen, die Heimat zu lieben, das Rechte zu tun und Gott zu fürchten.“

Wenn man den Kern aus dem Schmutz löst, in den er gewickelt ist, bleibt im Grunde die Auffassung des seligen Reichensperger, der befürchtete, daß sich die jungen Leute für zu gut zum Mühsäßen und dergleichen Arbeiten hielten, wenn sie neben Religion, Rechnen, Schreiben und Lesen auch Geographie und „dergleichen schöne Dinge“ lernten! Das Wort „Stipendien“ hat bei den Arbeitern einen üblen Klang. Sie wissen ja, was bisher vielfach bei solchem Stipendienstudium herauskam: solche „begrabten“ jungen Leute werden meistens in einer Auffassung erzogen, die sie in ein unwürdiges Abhängigkeits- und Untertänigkeitsverhältnis zu denen bringt, denen sie ihre Vorzugsstellung zu verdanken glauben. Diese Befinnung paart sich dann wohl mit einem guten Teil Mißachtung ihrer früheren Lebensgenossen. Das würde nach der Anweisung, die Ruh gibt, insofern eine weitere Entfremdung bringen, als der Rundschauer des Berliner Unternehmerblattes einer weiteren Ausbreitung und Vertiefung der Allgemeinbildung grundsätzlich abhold zu sein scheint; an das Wort vom Schulmeister als Schlachten-gewinnler scheint er doch nicht recht zu glauben. Natürlich ist aber eine möglichst umfassende Bildung eines Volkes weit wichtiger, als wenn die breite Masse wesentlich nur in der Schäferbildung des Einmaleins und im Heibelberger Kathedismus beschnitten wäre und dafür einzelne Wenige hervortragen könnten. Und ebenso natürlich schießt eine möglichst umfassende Volksbildung gar nicht aus, daß doch die Tüchtigsten noch wieder höher stehen und höher steigen! Es kann weder in technischer Hinsicht für die Wirtschaft noch auch im kriegerischen Völkerringen ein größerer Vorteil für ein Volk sein, wenn wenige hoch hervorragende, als wenn die Masse des Volkes möglichst hoch steht. Denn die Masse muß es bringen, immer und überall, das bleibt wahr, so wenig der Satz dem Rundschauer der Deutschen Arbeitgeber-Zeitung trotz der süßlichen Miene, die er ab und zu in der Kriegszeit macht, behagen, und so berechtigt man im übrigen bei der Masse auch unterseiden mag.

Und dann: wie ist es mit „Hinz und Kunz“, denen Volksschulen, Fortbildungsschulen, Gewerbeschulen und „ähnliche Kram“ Wissensstoff genug in die Köpfe stopfen? Nimmt unser Rundschauer an, daß die Auslese nur in der Tiefe erfolgen soll und will er zum Schaden der Gesellschaft etwa die höheren Bildungsklassen auch in Zukunft mit den Spöhlungen belassen, die wohl

zahlungsfähig sind und darum die Volksschulen dem Plebs überlassen, die es aber mit Anlagen und Wissen kaum notdürftig zum Fächler bringen würden? Wäre die Auslese mit der verlangten Strenge nicht sinngemäß auch auf dieser „Höhe“ erfolgen?

Ruh geht darauf nicht ein, er sagt allerdings weiterhin, das „Ideal“ werde nach dem Grundsatze vernünftiger Arbeitsteilung darin bestehen, daß jeder für den Beruf ausgebildet werde, für den er sich am besten eigne. Sehr wohl, aber daß die Kreise, die die Deutsche Arbeiter-Zeitung vertritt, dieses Ideal Wirklichkeit werden lassen wollen, bezweifeln wir sehr. Obgleich ja auch ihr Rundschauer wohl erfahren hat, daß ein Thypus Sohn, um ein Beispiel anzuführen, nicht immer ein zweiter Thypus Vater wird.

Wir geben Ruh zu, daß es wenig besagen will, wenn ein in der „preussischen Geschichte“ gut beschlagener Schüler die Regierungszeiten der Kaiser und Könige, der Kurfürsten und Markgrafen nicht zu vergessen, herschnurren kann, wir wissen auch, daß es nicht weit her ist, wenn einer so „gebildet“ ist, daß er sechs oder sieben lebende und tote Sprachen versteht und dabei so hilflos ist, daß er sich nicht einmal selbst einen Knopf an die Hosen nähen kann. Aber die Gegelei, die „Elemente der jetzigen Chemie“ und verwandte Dinge damit zu einem Frei zu rühren, können wir deshalb noch lange nicht gelten lassen. Lesen, Schreiben und Rechnen sind an sich wesentlich Hilfsmittel, zu einer guten harmonischen Bildung zu kommen, sie sind aber auch dann nicht genügend, wenn das von Ruh sonst noch Verlangte hinzukommt.

Unser Rundschauer erklärt sogar, Handel und Industrie würden gewiß nichts dagegen haben, wenn man der theoretischen Fortbildung und Fachbildung ein gutes Stückchen wegnimmt und es der notwendigen Vorbereitung für den Heeresdienst zugute kommen lasse! Das wäre gewiß nicht der rechte Weg der Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit, wenn dieser auch an sich durchaus zugestimmt werden muß. Mehr Raum für eine notwendige bessere körperliche Ausbildung schon in der Schule muß gewonnen werden, indem alte Föpfe abgeschliffen, indem der mitgeschleppte tote Lehrstoff über Bord geworfen wird, nicht aber, indem man der deutschen Volkswirtschaft technisch weniger gut vorgebildete Arbeitskräfte gibt.

Die „Verpreuung“ Englands.

Nationale Registrierung

Bei Ausbruch des Krieges ließ man den englischen Ministerpräsidenten erklären, er meine einen „liberalen Krieg“ zu machen. Im Gegensatz zum preussischen natürlich. Wie hat sich nun diese schöne Absicht, während der Kriegszeit die liberale Gesinnung zu betätigen, entwickelt? „Dem Volke darf jetzt nicht zugetraut werden, etwas nach eigenem freien Willen zu tun. Der Genf bestimmt, welche Nachrichten gelesen werden dürfen. Ein Generalstaatsanwalt, der vor einem Jahre die Flinte (gegen die Regierung) schloßerte, entscheidet, welche Meinung gestattet ist und veröffentlicht werden darf. Schulen, als solche bekannt, werden von den Behörden als Muster einer genehmigen Gesinnung aufgestellt und wir alle sind angewiesen, uns danach zu richten. Einem Kriegsministerium, dessen Beschränktheit und Mangel an Vorkehrung tief in unsere Verfassungen eingetragene sind, soll dadurch geholfen werden, daß wir uns gezwungen machen in seinen Dienst zu stellen.“

Was so Genosse Ramsay MacDonald in betrübter Gelassenheit beschreibt, ist der sichtbarste Teil von dem, was britische Unterthanen preussischer Verhältnisse oder Wortlaut „Verpreuung“ nennt. Diese Bezeichnung ist nun freilich nicht allgemein. Die öffentlichen Meinungsmacher mögen es „vaterländische Notwendigkeiten“ heißen. Dieser Meinung sind auch die Gesetzgeber, einschließlich der meisten dieser, die proletarisches Volk vertreten. Ihrer Auffassung entsprechend betätigen sie sich, und das sehr eifrig.

Die letzten Wochen haben die englische Propagandemühle zwei Gesetze herausgemahlen, die von vielen „Preusserei“ genannt werden, während sie von andern als ein vorzügliches Mittel gegen dieses vermaledeite Uebel gepriesen werden. Wer hier Recht hat, mag die Zukunft entscheiden. Das eine Gesetz ist die Nationale Registrierung, das andere das Munitionsgesetz.

Das Gesetz der Nationalen Registrierung verlangt, daß sich am 15. August alle in England wohnenden Personen im Alter von 15 bis 65 Jahren registrieren, anmelden und etwaigen Ortswechsel innerhalb 28 Tagen bei der neuen Ortsbehörde in den Meldebüchern eintragen lassen müssen. Somit wird jetzt nun in England, das bislang polizeiliche Anmeldung nicht kannte, das eingeführt, was anderwärts schon lange besteht. Eine an sich harmlose, für die Fällung, Schätzung und Organisation der nationalen Volkskraft aber eine höchst notwendige Sache. Was dieser Neuerung den „preussischen“ Stachel gibt, ist das mehr oder weniger offene Eingeständnis,

daß sie die Vorarbeit für den zungangsweisen Militärdienst sei. Die Industriearbeiter im besonderen befürchten, daß sie der Militarisierung der Fabrik diene, eine Befürchtung, die in Anbetracht der Neuperungen politischer Persönlichkeiten nicht unbegründet ist. Als jüngst der Abgeordnete Philip Snowden im Unterhaus die Forderung der Times verlas: „Die streikenden Arbeiter müssen ebenso streng behandelt werden, als die vor dem Feind fliehenden Soldaten“, ertönte lauter Beifall von den konservativen Vätern und liberalen Unternehmern vom Schlage eines Marlham. Sie sparten sich den Versuch, die Absicht zu verheimlichen, daß die Nationale Registrierung für die Einführung der „Preusserei“, für die allgemeine Wehrpflicht verwendet werden soll. Daß diese Absicht auch bei der Regierung vorherrscht, wird als sicher angenommen. Sie hätte sicherlich die ungeheure Mühen, Kosten und viel Zeit zur Vollendung kessende allgemeine Fällung der Bevölkerung nicht vornehmen lassen, wäre ihr nur zeitweilige Bedeutung beizumessen.

Nun wird man fragen, wenn auch diese Befürchtung eintritt, so würde in England doch nur das eingeführt, was in andern Ländern schon vor langer Zeit eingeführt worden ist. Ganz richtig. Allein, wo bliebe dann die so hoch betonte größere Freiheit des britischen Bürgers? Wenn er gar noch wie ein gewöhnlicher Untertan des Kaisers in die Kaserne müßte, dann hätte er vor diesem ja gar nichts mehr voraus! Zu welchem Zweck habe man denn jetzt die halbe Welt zur Bekämpfung der „Verpreuung“ aufgerufen, wenn dieses Uebel nun auch dem freien britischen Bürger besichert werden sollte?

Das Munitionsgesetz

Nach neun Monaten Kriegsdauer entdeckte die englische Regierung, daß der Feind große Kanonen habe, ihr selbst aber Munition mangle, und die eigene Unterlegenheit in der Unzulänglichkeit der militärischen Ausrüstung liege. Anstatt nun hierfür die eigene Schlampelei, die organisatorische Unfähigkeit und technische Minderfähigkeit verantwortlich zu machen, wurde die Schuld auf die Arbeiterhaftigkeit geschoben. Lloyd George begann seine großen Reden gegen die Arbeiter zu halten, die über ihren Sufz das Vaterland in Gefahr vergrößern; die in der Werkstatt die Zeit vertrödeln; die die Einhaltung der Feiertage und Gewerkschaftsbestimmungen für wichtiger hielten, als die Versorgung der Armee mit Geschossen. Diese Behauptungen wurden genügt, obwohl das staatliche Arsenal zu Woolwich wegen ungenügenden Auftrages den Betrieb zum Teil und hochentlang einstellen mußte.

Die Arbeiter antworteten nur schüchtern, jedenfalls nicht geizigend deutlich auf die Beschuldigungen des liberalen Regierungsbemagogen. So hatten sie vor der Welt als Sündenböden für die Unfähigkeit oder Nachlässigkeit ihrer Staatsweisen zu gelten. Die politischen und industriellen Reaktionen witterten Morgenluft. Ihre Presse verlangte Militarisierung der Industriearbeiter. Dadurch glaubte sie sich wohl die goldene Ernte, die der Krieg für sie bedeutet, am besten zu sichern. Vor der Not des Vaterlandes hätten die das freie Verfügungsrecht der Unternehmer beschränkenden Bestimmungen der Gewerkschaften zu weichen. Lloyd George versuchte, der Arbeiterschaft die realistischen Forderungen in vielen Reden schmachtig zu machen. Der einst von den Konservativen als Demagoge beschriebene liberale Schachtmaler wurde nun ihre Hoffnung.

Die liberale Regierung vertritt mehr die Kleinbürgerliche und proletarische Wählerchaft; die großen Unternehmer und die Hochfinanz stehen im konservativen Lager. Je größer die von der liberalen Regierung heraufbeschworene Kriegsnot wurde, um so dringender mußte ihr der lästige Beistand des politischen Gegners erwünscht sein. Die Regierung brauchte die Konservativen unbedingt; diese stellten dementsprechend ihre Bedingungen. Der liberalen Verlegenheit war der Konservativen Gelegenheit. Eine solch günstige Möglichkeit, ihre Wünsche gegen die liberale Regierungspolitik, gegen Somerville, gegen die Gewerkschaften, für die allgemeine Wehrpflicht durchzusetzen, konnte der Reaktion ein zweites mal so leicht nicht wieder besetzt sein. Als Beweise für die Erfüllung ihrer Bedingungen stehen der Eintritt der Konservativen in die Regierung, die Nationale Registrierung und das Munitionsgesetz.

Das als vaterländische Notwendigkeit gepriesene Munitionsgesetz entpuppt sich bei näherem Zusehen als ein vorzügliches Machtmittel des Unternehmertums. Es zwingt die Gewerkschaften, auf ihre in jahrelangen Kämpfen erzwungenen Rechte und Vorteile zu verzichten. Die gewöhnlichen Mittel zur Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen sind ihnen genommen; die Arbeitseinstellung ist ihnen verboten. Wenn sie sich weigern sollten, zu arbeiten oder anders zur Weigerung auffordern, machen sie sich eines Vergehens schuldig, das mit 5 Pfund Sterling — das ist die Kleinigkeit von 100 M — für jeden untätig gebliebenen Arbeitstag geahndet wird. Mit gleicher Strafe ist nun freilich auch den Unternehmern die Aus-

sperzung ver sagt. Ziemlich überflüssiges Verbot. Denn daß sie jetzt in der Zeit der goldenen Ernte ausgespart werden, ist nicht wahrscheinlich. Zudem hat ihnen das Gesetz einen erhöhten Gewinn sichergestellt, indem es ihnen gestattet, bis zu ein Fünftel mehr als in den beiden letzten an sich schon selten Jahren an den Aufträgen zu verdienen.

Das Gesetz sichert also den Unternehmern erhöhten Gewinn, eine gebundene Arbeiterschaft und das Recht, Frauen, Jugendliche und Ungelehrte nach freiem Ermessen einzustellen und auszubeuten. Den Arbeitern dagegen nimmt das Gesetz das Recht zu streiken, bedroht sie, falls sie sich zu arbeiten weigern, mit Strafe und gefährdet noch obendrein die gewerkschaftlichen Erzwungenschaften von Jahrzehnten. Das hätte, meinen wir, für die ganze englische Arbeiterschaft, besonders für die organisierte, Grund genug sein müssen, sich mit aller Kraft gegen das Gesetz zu wenden. Mit nichten. Abgesehen von den paar sich zur unabhängigen Arbeiterpartei bekennenden Abgeordneten, die mutig Widerstand leisteten, haben die Parlamentarier der Gewerkschaften mit unverständlichem Eifer das Munitionsgesetz gefördert. Ihre Tätigkeit im Unterhaus wie in der Öffentlichkeit läßt annehmen, die Koalitionsregierung habe keine dienpflichtigeren Stützen, Lord Ritcher keine emfigeren Werber, als gerade die tradeunionistischen Abgeordneten. Wie weit tradeunionistische Verzerrung vom Pfad der proletarischen Pflicht abweichen kann, zeigen die riesigen in englischen Wäldern erscheinenden Aufrufe. Der Wissenschaft halber seien ein paar Sätze aus einem solchen hierher gesetzt: An die gelehrten Leute im Maschinenbau und verwandten Berufen.

Wenn ihr eine Verlustliste sehet, wenn ihr höret, daß ein Kamerad getötet oder verwundet worden ist, wünschet ihr da nicht, zu helfen? Jeder gelehrte Mann kann das Leben eines Landmannes retten, indem er Kugeln und Granaten, Gewehre und Schiffe macht, wie es Briten nur können. ...

Jede verfertigte Granate verkürzt den Krieg; jede Stunde, die ihr arbeitet, verkürzt den Krieg. Jeder fähige Mann sollte Kriegsarbeiter werden, ein Lebensretter. ...

Unsere Fabriken und Werkstätten waren für den Frieden organisiert, ihr halt, die Welt mit britischen Erzeugnissen zu füllen. Die deutschen Fabriken waren für den Krieg organisiert. Sie können Granaten machen — alle Kriegsmunition im Ueberflus.

Die deutschen Arbeiter unter der eisernen Faust sind seit langem der Feind der Briten gewesen. Sie haben insgeheim Kriegsmunition gemacht, sich vorbereitet, euch zu erobern — euer Gewerbe zu erlangen — eure Arbeit wegzunehmen.

Werdet Kriegsmunitionsfreiwillige! Stellt euch in die Fabriklinie und versorgt die Feuerlinie!

Für das beratende Nationalkomitee:

M. Henderson, Brownlie, Frank, Smith, W. Moffes, Boverman, John Hill, W. Willie.

Die gesperrt gedruckten Namen sind auch den deutschen Metallarbeitern bekannt. Henderson ist der neulich zum Unterrichtsminister aufgerückte Sekretär des Formerverbandes; Brownlie der Vorsitzende der Maschinenbauer; Moffes der Sekretär der Modellzeichner. Wie sich die Mitglieder dieser Tätigkeit ihrer Beamten stellen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Nach den großen Neuperungen, die in die Öffentlichkeit dringen, scheint es sich nur erst bei den Maschinenbauern dagegen zu regen. Die belben größten englischen Gewerkschaften, die Vergleute und die Textilarbeiter, verhalten sich zum Munitionsgesetz sehr kühl. Sie mögen wohl die bösen Folgen der Begeisterung für das Koalitionsministerium und seine geseklichen Maßregeln ahnen.

Das Munitionsgesetz sagt nun allerdings, daß nach dem Kriege die Rechte und Regeln der Gewerkschaften wieder in Kraft treten sollen. Das mag örtlich gemeint sein. Allein des Arbeiters Weg zur Hölle wird vom Unternehmer gepflastert. Wenn sich nun aber nach Friedensschluß die Fabrikanten weigern, die Rechte der Gewerkschaften wieder zu beobachten? Wenn sie darauf bestehen, die für niedrigeren Lohn an Werkbank, Maschine und Schraubstock beschäftigten Frauen, Mädchen und Tagelöhner zu behalten, keinen Platz für die gelehrten, organisierten, mehr Lohn heischenden Leute zu machen? Werden dann, wenn die jetzt im Felde stehenden Kollegen zurückfluten, wenn sie den Arbeitsmarkt überfüllen, wenn die Tätigkeit der Zindustrie abflaut, werden dann die Gewerkschaften, die für die Wiedereinführung ihrer Rechte und Arbeitsregeln kämpfen wollen, streiken können? Wem wahrscheinlich. Ebenso wenig wahrscheinlich ist es, daß dann die Unternehmer auf die großen Vorteile, die ihnen das Munitionsgesetz gebracht hat, freiwillig verzichten. Dieses Gesetz schuf ihnen das längst ersehnte Machtmittel gegen die Gewerkschaften; sie werden es sich ohne schwereren Zwang nicht nehmen lassen.

Nach Kriegsausbruch gaben die englischen Gewerkschafter ihre alten Rechte ungezwungen kampflos preis; nach Friedensausbruch werden sie darum von neuem unter ungünstigen Bedingungen kämpfen

In höheren Regionen

Schwe von Alexander Schlichte (Stuttgart)

Wir können am Mittwoch einen Betrieb der Flugzeugwerke in Johannisthal besichtigen und wenn wir früh genug kommen, können wir auch fliegen,“ sagte mir eines Tages ein guter alter Bekannter. Gerade die letzte Aussicht machte mich bedenklich. Im allgemeinen schienen mir die heutigen Flugapparate genügend sicher, aber Luft hat ebenso wie Wasser kein Kalten und der Leinwand hat manchmal sein Spiel. Die Seele des Flugzeugs, der Motor, könnte versagen, und die Seele des ihn überwachenden und das Flugzeug lenkenden Menschen auch. Im Wasser konnte ich zur Not meiner Schwimmerkraft vertrauen, sie ersetzte mir wenigstens eine Zeitlang die fehlenden Ratten. Mühte sie mir etwas in der Luft, wozu hätte ich dann auf eine Flugmaschine warten brauchen? Die Flüchten gegen meine Familie schienen mir genügend Anlass, mich an einem Flug nicht zu beteiligen. Meine Tischgenossen, mein schon erwählter Freund und ein bekannter Nationalökonom, der ja schon aus Berufsgründen lieber auf der Erde wandelt, verstanden mich verständlich dies. Wir selbst kamen mit jeder Stunde, die ich mich der Befolgung der Einladung zum Flugplatz näherte, meine Bedenken philippischer, hinhaltender, kritischer vor, und als ich mich am Dienstag abend nun meinem Freunde verabschiedete, geschah ich dieses: „Bleibst du die Gelegenheit, dann wird geflogen, und so demnächst Nacht, morgen früh halb 5 Uhr am Göttinger Bahnhof!“

Wie verabschiedet, geschah es. Am vor 5 Uhr des anderen Morgens waren wir, mein Freund und ich, am Bahnhof Johannisthal-Niederischönweide und harrten des dritten und vierten Mannes, die da kommen sollten. Als dieser wollte sich der erwartete Nationalökonom zur Bekämpfung der Bedenken aufstellen, und der dritte war der Herr, der mich die Passagierkarten zu dem militärisch besetzten Flugplatz besorgen sollte. Von weitem schon sah er mich fliegen auf- und niedergehen, wie Libellen hob sich ihre schlanken Gestalt von Wasser, noch wenig bewanderte Flur. Aufmerksam gleich veränderte das Summen ihrer Motoren ihr Geräusch. So verging die Zeit unter Beobachtung der „Himmelsflieger“ und Abfertigung der Flüchten, die sie erwarteten. Jeder war wie sie in Gedanken mit, ohne sich recht eine Vorstellung davon machen zu können. Ein großer Strom Menschen, unter ihnen auch unser Führer, die ein Zurückgehen gemacht hatte, machte unseren Zusammenstoß ein Ende. Der vierte Mann fehlte. Wir gingen weiter.

Auf dem Flugplatz war schon alles vorbereitet. Der Direktor der Flugzeugwerke war mit seinem Glabe von Jagdmaschinen und Piloten bereits zur Stelle und lud nach der üblichen Besichtigung sofort zur Abfertigung in der militärischen Verwaltung des Platzes und schon bereit-

stehende Flugzeuge ein. Leider fanden nur noch zwei Fahrzeuge zur Verfügung, meine Begleiter, deren Zeit knapper bemessen war als die meine, fliegen zuerst ein. Spannung erwartete ich den Aufstieg. Nur Augenblicke vergangen — die Propeller fuhren und nach einem „Los“ des Piloten fährte das unbeholfene Ungetüm, einer lahmen Gensdrecke gleich, auf dem holperigen Erdboden entlang der Anlaufbahn, um erst von dort nach Übernahme der amtlichen Registrierungsapparate und Aufbringung der vorgeschriebenen Belastung sich nach kurzen Schwümpel auf der Erde in die Lüfte zu erheben. Nicht lange vermachte mir das Zittern der Fahrzeuge mit dem Klappen zu folgen, unter dem schon in der Luft befindlichen waren sie bald nicht mehr zu erkennen und dies um so weniger, je höher sie fliegen. Diese Zeit benutzte ich zur Information, die mir in der unvollkommenen Weise gegeben wurde, was zu einem Rundgang durch die zu dieser frühen Morgenstunde noch nicht vollständig besetzten Werkstätten.

Endlich waren die Flüchte meiner Gefährten beendet, über eine Stunde hatten sie gebauert, 2000 Meter Höhe hatte der eine, an 3000 Meter der andere erreicht. Nun kam ich an die Reihe. Flugzeuge zur Abnahme fanden für heute nicht mehr bereit, für eine Dauerfahrt fehlte mir außerdem die Zeit, weil um 10 Uhr mein Dienst begann. Herzlich froh war ich daher, daß sich einer der Herren Piloten bereit erklärte, mit mir einige Runden anzuführen. Schnell schloß ich in den gestützten Automaten, verließ mich mit einer Uhrbrille und Sturmschappe, ganz wie ich meine Unterhose unter die Schürze, daß im Falle eines Unglücks Schadenersatzansprüche von mir und den Weibern nicht gestellt werden würden, und mit aller mir noch eigenen Behendigkeit bestieg ich die Fliegergondel.

Der Motor läuft an, immer schneller dreht sich der Propeller, immer lauter brummt die von ihm durchgeschüttelte Luft. Zwei hastigend flattern die Arme des Automaten an meinen auf die Gondel der Gondel gelegten Armen. Eine lästige Brille drückt mich Schweißbrille an Stirn und Augenlider und scheint mir die Sturmschappe wegzunehmen zu wollen. Noch immer kein Zeichen zur Abfertigung, im Gegenteil: langsam läuft der Motor! Jedoch zur einen Augenblick, um sofort wieder mit voller Kraft einzusetzen. Hatte ich mich nicht zu freuen, erst unmittelbar hintereinander, dann jellener, dann noch einmal und noch einmal, dann nicht mehr, ich sehe herab aus der Gondel, wir schweben! Ganz unmerklich hat uns „Mutter Erde“, nachdem sie in ihrer Holprigkeit zürnend uns recht lieblos prügelndes verjagt hatte, aus ihrem Schoße entlassen, jetzt kommt es das sie umwehnde Element Luft auf, jetzt trägt es uns in die Höhe, immer höher und höher den Wolken zu. Wie hoch wir fliegen, vermag ich nicht zu schätzen. Kleiner und immer kleiner werden die Häuser, Bäume, Sträucher unter uns, immer größer das Gesichtsfeld. Die Oberseite mit ihren Bindungen

und Gebildungen erscheint als winziges Wächlein, der Zellwandel wie ein Silberstreifen, die Baumreihen, die Einfassungen von Landstraßen und Acker rüden immer näher aneinander, die Garben auf den Feldern werden kleiner und kleiner. Wie aus einer Spielzeugschachtel tritt der Flugplatz mit dem anstehenden Fabrikgebäude, der Flugzeuggruppen und selbst der großen Wallonhalle, sowie die Gebäude von Johannisthal und Niederischönweide vor uns auf, und jenseits der Spree zeigen sich ebenfalls wie in einem Spielwarenladen die Gebäude der U.C.W., Wohnanlagen gleich ragen die gelben Schornsteine in die Luft. In regelmäßiger Zeit arbeitet der Motor, ungestüm furt nach wie vor der Propeller, heftig pfeift uns der Wind entgegen. Von Zeit zu Zeit hebt sich das Flugzeug wie von einer Welle erfaßt, um nachher wieder in die alte Stellung zurückzufinden.

Trotz eifrigen Arbeitens des Motors, trotz heftigen Rasens des Propellers war kaum eine Bewegung wahrnehmbar. Ruhig lag unter uns die Erde mit ihren Häusern, Sträuchern, Gewässern, Kanälen, Straßen und Gebäuden wie der Lageplan einer Ausstellung, und jetzt erst wurde mir die Bedeutung der Flugmaschine als Beobachtungs- und Ausschauapparat vollständig klar. Wie leicht kann hier an der Hand eines solchen Lageplans die Orientierung erfolgen und wie sicher können hier Eintragungen in die vorliegende Karte geschehen. Steht denn das Flugzeug still? — Doch nein, dort jener der Spielfschachtel scheinbar entnommene Stadtbahnzug, der kurz vorher vor uns wie eine Raupe dahinschlief, liegt jetzt hinter uns! Und sie bewegt sich doch, unsere Flugmaschine, und zwar mit rasender Geschwindigkeit! Den Wolken nahe, haben wir unser Ziel erreicht. Noch eine Schleife, größer und größer wurden die Gegenstände unter uns, kleiner das Gesichtsfeld, der Motor knappte, in zügigen Gleitflug näherten wir uns der Erde und sanft, wie es einer guten Mutter geizt und wie sie uns entlassen, nahm sie uns wieder auf. Hinter brummt der Motor und Propeller von neuem, auf hoheriger Unterlage sauste unser Lustroß der Wahrheitstelle zu. Halt, anstreigen! Die schöne Fahrt war zu Ende! — Dankbar erinnere ich mich dieser Fahrt, auf der mich auch nicht im mindesten das Gefühl der Angst oder Sorge überkam. Erst jetzt begreife ich vollends, warum es so viel Menschen geben konnte, dieser Aufgabe ihre ganze Lebenskraft und Arbeit zu widmen, die ihr Selbst, ihr Leben zu opfern vermochten. Von Sadales bis zum Schneider von Ulm, von diesem bis zum ersten Zeppelin und Wright, vom Sehen und Hoffen bis zum Können und Vollbringen ist ein langer rauher Weg voller Entschuldigungen und schwerer Opfer. Ihn gegangen zu sein, hat die Menschheit nicht zu bereuen.

Glende Wolken! Segler der Lüfte!

Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!

